Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Toronto

https://archive.org/details/34444007121957

Herrn Professor Freiherrn von der Goltz
mit hochachtungsvollen Grüßen
Pechuel-Loesche.

DIE BEWIRTHSCHAFTUNG

TROPISCHER GEBIETE.

VORTRAG

GEHALTEN AM 22. SEPTEMBER 1885

IN DER

58. VERSAMMLUNG

DEUTSCHER NATURFORSCHER UND ÄRZTE

ZU

STRASSBURG

VON

E. PECHUEL-LOESCHE.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1885.

DIE BEWIRTHSCHAFTUNG

TROPISCHER GEBIETE.

Agric.

DIE BEWIRTHSCHAFTUNG
TROPISCHER GEBIETE.

VORTRAG

GEHALTEN AM 22. SEPTEMBER 1885

IN DER

58. VERSAMMLUNG

DEUTSCHER NATURFORSCHER UND ÄRZTE

ZU

STRASSBURG

VON

E. PECHUEL-LOESCHE.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

8 18 78
1/6/08

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1885.

Alle Rechte vorbehalten.

Immer hat die Phantasie des Menschen sich gern dem Unbekannten zugewendet und es nach Bedürfniss ausgeschmückt. In die Ferne, die mit zauberhaftem Reize wirkt, verlegt der Mensch die Erfüllung dessen, das ihm unter den vertrauten Verhältnissen der Umgebung unerreichbar dünkt.

Getrieben von der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, verlockt von der Hoffnung, in sagenhafter Ferne ein Glück zu gewinnen, sind die Einzelnen wie die Völker ausgezogen. So wurden Länder und Erdtheile entdeckt und erkämpft. So ist die Geschichte der Menschheit auch die Geschichte der Colonisirung der Erde.

Mannigfaltig hat sich das Schicksal der Ausgezogenen und ihrer Nachkommen gestaltet! Wohl drängt zu Grossem die Phantasie, aber die übermächtige steht nur lose im Bunde mit Willenskraft und Beharrlichkeit. Vor die strenge Wirklichkeit gestellt, wirkt sie eher hemmend denn fördernd ein. Machtlos vor allem haben sich Wunsch und Wille gegenüber der Eigenart der Länder erwiesen.

Darum ist es erste Aufgabe eines Volkes, dessen Geschicke eine Meisterhand in neue Bahnen gelenkt hat, die Lehren der aus Geschichte und Naturwissenschaft emporwachsenden Culturgeschichte zu beherzigen. Und wenn Parteien in zunehmend warmer Erörterung sich extremen Anschauungen nähern, hat zwischen hinreissendem Glauben und lähmendem Zweifel die besonnene Thatkraft einzutreten.

Begeisterte Schilderungen der durch räumliche Erfolge in ihrem Ansehen gehobenen Entdecker sind darum nicht zuverlässiger als die auf Forschung gestützten massvollen Urtheile, weil sie die Phantasie bestechen. Sie müssen jedoch einen Optimismus erzeugen, der sich den unvermeidlichen Täuschungen gegenüber schwerlich bewähren wird.

Entdeckung und Forschung schliessen einander beinahe aus. Die Erforschung eines Gebietes erfordert reichlich Zeit. Denn eine Unzahl von fremdartig anmuthenden Einzelheiten müssen gleich sorgsam beobachtet, in ihren Beziehungen zum Ganzen erfasst, die aussergewöhnlichen Erscheinungen von den gemeingültigen gesondert werden. Der Entdecker aber hat keine Zeit, weil er um seiner rasch dahinschwindenden Mittel willen sich rücksichtslos beeilen muss. Im Allgemeinen ist daher Niemand weniger geeignet, den Werth eines grossen Gebietes zuverlässig zu beurtheilen, als der Entdecker, der Pionierreisende, der unter Beschwerden nnd Gefahren es durchzog. Sein Weg sei noch so lang gewesen: er sah doch nur Weniges und das Wenige nur flüchtig. Dazu erscheint es ihm in der Färbung persönlicher Erlebnisse. Die Eigenart des Ganzen erkennt er nicht.

Anders wird das Urtheil dessen lauten, der in unserem Vaterlande vornehmlich die Oedländereien durchwanderte; anders das Urtheil dessen, der die gesegneten Gefilde betrat. Und doch sind Beider Urtheile richtig, obwohl sie sich widersprechen müssen; unrichtig werden sie erst durch allzu kühnes generalisiren. Wie bedenklich, sogar gefährlich letzteres ist, wie vieldeutig Reisebeschreibungen sind, lehrt die Gegenwart, da, oft aus den nämlichen Quellen, von den nämlichen Gebieten die Einen erweisen wollen, dass sie fruchtbar und reich, die Anderen, dass sie öde und arm seien.

Viele Entdecker müssen ein Gebiet in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, die mannigfaltigen Mittheilungen

derselben müssen eingehend kritisch verarbeitet werden, ehe die allgemeine Beschaffenheit des Gebietes wenigstens in grossen Zügen erkennbar wird. Nahe bei einander liegen die Elbaue, der Fläming, die Lüneburger Haide; an den Bergen des Rheines gedeiht der edelste Rebensaft — wer dürfte aus der Eigenart eines einzelnen Theiles auf das Ganze schliessen, ohne sich jeglicher Vertrauenswürdigkeit zu begeben? Dennoch wird dieser Fehler immer wieder begangen bei der Beurtheilung von Gebieten, welche weit grösser als unser Vaterland und kaum in dürftigsten Umrissen bekannt sind.

Noch gilt, obwohl die Grenze bereits erreicht sein dürfte, Entdeckung für wichtiger als Forschung. Daher besitzen wir von fernen Ländern mehr eine oberflächliche und stückweise Kenntniss, wie Entdecker sie heimbringen, als ein gründliches und umfassendes Wissen, wie es von Forschern beschafft werden kann. Wenn aber deren Bewirthschaftung beginnen soll, die unter aussergewöhnlichen Verhältnissen zu geschehen hat, muss nothgedrungen an Stelle der extensiven die intensive Forschung treten. Und diese sollte den praktischen Unternehmungen vorangehen oder, da dies im Drange der Umstände kaum noch zulässig, mindestens gleichzeitig mit ihnen begonnen werden. Denn für das Unbekannte lassen sich wohl viele Pläne entwerfen, aber nur im Bekannten sind sie zu verwirklichen.

In der Gegenwart wird eine Theilung, wohl die letzte friedliche Theilung der Erde vollzogen. Deutschland erhält in letzter Stunde, was noch zu haben ist. Wir können nicht behaupten, dass es die besten Theile unseres Planeten seien, wir können aber auch nicht voraussagen, dass sie ohne Bedeutung für unseren Volkswohlstand sein werden. Die deutsche Flagge ist über weiten Landstrichen entfaltet worden; der deutsche Fleiss hat dieselben zu erobern. Hier beginnt die unserem Volke gestellte grosse Aufgabe: daher im Vorgehen weniger Phantasie, aber desto mehr ruhige Erwägung;

weniger kühne Pläne, aber desto mehr ernste Arbeit; keine Ueberhastung, aber unverzagte Ausdauer.

Vieldeutig ist das Wort «Colonie». Ein Jeder mag sich dabei das Seine vorstellen; daher ist eine Verständigung geboten. Colonien können sehr verschiedener Art sein. Sie sind in Bergwerks-, Handels-, Pflanzungs- und Ackerbau-Colonien geordnet worden; es liessen sich noch Viehzuchts-Colonien anführen. Indessen haben sich, seitdem jene Viertheilung aufgestellt wurde, die Verhältnisse des Völkerlebens derartig umgestaltet, dass im wesentlichen, im wirthschaftlichen Sinne eine Zweitheilung genügt, wonach Betriebscolonien und Besiedelungscolonien zu unterscheiden wären.

In den letzteren finden die Einwanderer innerhalb eines gewissen Spielraumes die gewohnten klimatischen Bedingungen wieder, und können sich den gewohnten Beschäftigungen hingeben. Darum vermögen sie für sich und ihre Nachkommen durch eigene körperliche Arbeit auf der Grundlage des Ackerbaues eine Existenz, also für ihre Familien eine zweite Heimath zu schaffen.

In den Betriebscolonien vermögen sie dies nicht. Die Einwanderer bleiben Fremdlinge und müssen sich bescheiden, die Arbeit zu überwachen, die Andere mit einer dem Klima angepassten Consitution, also vornehmlich die Eingeborenen selbst, ihnen leisten.

Der hervorragenden Beispiele sind nur wenige zu nennen: auf der einen Seite die Nordstaaten der amerikanischen Union; auf der anderen englisch Indien und die niederländisch-ostindische Inselwelt.

Die Deutschland zugefallenen Gebiete liegen, mit Ausnahme eines wüstenartigen, theilweise erzreichen Landstriches in Südwestafrika, innerhalb der Wendekreise und besitzen ein von dem unseren sehr abweichendes Klima. Daher sind

sie nicht geeignet, unseren Auswanderern eine zweite Heimath zu werden, es wäre denn, dass im Unbekannten schnell erreichbare Hochländer mit entsprechend gemässigtem Klima auftauchten. Die deutschen Besitzungen sind lediglich als Betriebscolonien zu behandeln, welche durch ein in angemessenen Zeiträumen sich ablösendes Beamtenpersonal verwaltet werden. Wir können ihre etwa über oder unter der Erde vorhandenen Reichthümer ausbeuten, in ihnen Handel treiben, Pflanzungen anlegen; müssen jedoch zu den angreifenden Verrichtungen einheimische oder unter ähnlichen Bedingungen entwickelte eingeführte Arbeitskräfte verwenden.[1])

Das wird der Umfang unserer Thätigkeit sein, den wir nach dem gegenwärtigen Stande der Erfahrung nicht erweitern können. Jedenfalls muss dies der Anfang sein; Weiteres mag die wachsende Erkenntniss lehren.

So werden uns die Gebiete im Austausch für die Erzeugnisse unserer Industrie Producte für den Weltmarkt senden und unserer thatenfrohen Jugend Raum für die Erprobung ihrer Kräfte bieten. Wir dürfen auch nicht zagen, wenn der Procentsatz der Erkrankungen und Todesfälle höher steigt, als daheim: er wird nicht grösser sein, als er bisher war, da unsere Landsleute vornehmlich in fremden Diensten wirkten. Wer wohl unterrichtet hinauszieht, den Kampf mit eigenartigen Verhältnissen zu wagen, weiss, dass er sich neuen Anforderungen anzubequemen, vorsichtiger als daheim zu leben hat. Dies bedenkend, mag

---

[1]) Eingeführte Arbeiter, auch wenn sie aus ähnlich gearteten Gegenden stammen, müssen sich dennoch erst acclimatisiren. Sie gewöhnen sich zwar schneller als der Europäer an die Verhältnisse, scheinen aber während der Uebergangsperiode eine geringere Widerstandsfähigkeit als dieser zu besitzen. Daher ist gerade in den ersten Monaten eine besondere Vorsicht in der Behandlung der Fremdlinge zu beobachten, um ungewöhnlich zahlreichen Erkrankungen und Todesfällen vorzubeugen.

er manches Jahr in der Ferne dem Gemeinwohl dienen und sich dereinst in der Heimath der Vergangenheit freuen.[1])

---

[1]) Die wichtige Aufgabe ist nicht, Krankheiten zu heilen, sondern Erkrankungen so viel als möglich zu vermeiden. Das einzige Mittel ist eine vernünftige Lebensweise: Beherrschen der Leidenschaft, Freihalten von entnervender Aengstlichkeit wie von unnützer Bravour. Jede übermässige Anstrengung, jede Ausschweifung schwächt die Widerstandsfähigkeit der Constitution und bringt entsprechende Gefahr. Sie rächt sich härter als daheim. Man trage Sorge für Erhaltung der körperlichen und geistigen Frische durch anregende Beschäftigungen: Jagen, Reiten, Spielen, Pflege eines Gartens, Zeichnen, Malen, Anstellen von Beobachtungen, Anlegung von Sammlungen etc.; man gewöhne sich nicht an beschaulichen Lebensgenuss und mache es sich zur Regel, keine Stunde des Tages im Nichtsthun zu verbringen, niemals am Tage zu schlafen.

Man sorge für reichliche, schmackhaft zubereitete und wechselnde Nahrung, nehme die Mahlzeiten regelmässig ein und geniesse dazu, wenn möglich, einen leichten oder mit Wasser gemischten Rothwein. Auch ein gutes Bier ist zu empfehlen. Ueberhaupt sind mässige Mengen von Spirituosen durchaus nicht schädlich; gänzliche Enthaltsamkeit ist nur Denjenigen zu empfehlen, welche nicht fähig sind, ihre Gelüste zu beherrschen.

Man kleide sich bequem, je nach Gewohnheit in Wolle oder Baumwolle, aber warm genug, um gegen Erkältungen geschützt zu sein, und bediene sich an kühlen Abenden, nach grösseren Anstrengungen eines wärmeren Kleidungsstückes. Man halte den Körper peinlich sauber, wechsele fleissig die Wäsche und lege selbst auf unbedeutende Wunden englisches Pflaster. Die Kopfbedeckung sei luftig, leicht, aber undurchdringlich gegen Sonnenstrahlen; ein schmiegsamer Filzhut mit grossem Kopfraum, in welchen man bei sehr starker Insolation öfters zu wechselnde frische Blätter legt, oder eine breitrandige Mütze wird den Meisten bequemer sein, als der steife englische Sonnenhelm. Wer ohne Sonnenschirm nicht existiren zu können vermeint, bleibe daheim; dieses Geräth verträgt sich nicht mit einer thätigen Lebensweise. Der Regenschirm ist von wesentlicherem Nutzen.

Ein ungestörter Schlaf erhält die Kräfte; darum verwende man grosse Sorgfalt auf die Bereitung der Lagerstätte und umgebe dieselbe mit einem gut schliessenden Moskitonetz.

Die Erfahrung lehrt, dass man bei ruhigem Leben in Wohnungen, in Ansiedelungen leichter erkrankt, als in der freien Natur. Am wohlsten wird man sich bei Märschen, auf Reisen fühlen, wenn Geist und Körper durch immer neue Eindrücke und gleichmässige Bewegung angeregt werden. Ein gutes Zelt ist von grossem Werthe, sowie eine bequeme

Wo nicht gegebene Reichthümer: Mineralien, Nutzhölzer auszubeuten, ist bei dem Betriebe unserer Colonien das Hauptgewicht auf Handel und Pflanzungen zu legen. Die letzteren festigen die Beziehungen zu dem Lande und bereichern den Handel nicht bloss unmittelbar, sondern auch mittelbar, indem sie die Eingeborenen zur Nachahmung anregen und zur Verbreitung von Culturgewächsen beitragen.

Vorbedingung für jedweden Betrieb bilden grosse Capitalien, und zwar Capitalien, die bedeutend genug sind, um auf Jahre hinaus die Unternehmungen zu sichern, die doch zunächst mit vielen unbekannten Grössen zu rechnen haben.

Bettstelle. In Fiebergegenden vermeide man den Aufenthalt, namentlich aber das Schlafen an Stellen, wo die Luft stagnirt und die Sonne nicht hinscheint, sei es in engen Schluchten, im Walde, in Gebäuden. Ueberfluthet gewesene und eben auftrocknende Gebiete scheinen am gefährlichsten zu sein.

Das Wohnhaus errichte man an einem luftigen Orte, nicht unmittelbar zwischen Bäumen mit dichtem Unterholz, nicht in Vertiefungen und nicht auf der Leeseite (besonders nicht hinsichtlich der Nachtwinde) von Sümpfen, überhaupt nicht in der Nähe von morastigen Flächen mit wechselnder Wasserbedeckung. Man führe nicht Mauern von Steinen oder Lehm auf, sondern stelle Holz- oder Schilfwände her und gebe ihnen innen wie aussen einen Kalkanstrich, welcher nach Bedürfniss erneuert wird. Wenn irgend möglich, errichte man das Haus auf einer hölzernen Plattform, die mindestens zwei Meter über dem Boden erhöht ist, so dass die Luft frei darunter hinstreichen kann. Das steile Dach mit freiem Innenraum, mit Asphaltpappe oder Schilf, Gras, Blattschindeln gedeckt, greife weit genug über, um die Wände gegen Sonne und Regen zu schützen. Werden noch grosse, verschliessbare Lichtöffnungen angebracht, so besitzt man ein gut ventilirtes, trockenes und gesundes Wohnhaus, welches für eine Reihe von Jahren allen billigen Anforderungen genügt. Das Schlafzimmer sei nicht an der Wetterseite gelegen; bei einem etwa eintretenden Fieber wechsele man den Bettraum.

Hinsichtlich vieler untergeordneter Verhaltungsmassregeln, welche trotzdem von Wichtigkeit werden können, ist zu bedenken, dass deren Werth nach Zeit und Ort veränderlich ist, dass, was dem Einen nützlich, darum dem Anderen noch nicht zuträglich, und dass ein Jeder selbst zu beobachten hat, was für die eigene Constitution sich am besten bewährt.

Dem Kaufmann ist ein schnellerer Erfolg zu versprechen, als dem Pflanzer. Jener findet allerwärts mindestens Anfänge, die er benutzen kann, die ihn auf die nächste zweckentsprechende Einrichtung des Geschäftsbetriebes hinweisen. Dieser steht vorläufig gewissermassen vor dem Nichts, da ihm sowohl Erfahrung als auch die wichtige Kenntniss der Eigenart des Landes mangelt und über Werth oder Unwerth des hoffnungsvoll Begonnenen erst nach bedenklichem Zeitverlust entschieden werden kann. Daher sind namentlich für ihn die Untersuchungen von höchstem Werthe, welche die Beschaffenheit und beste Behandlungsweise des Bodens betreffen, sowie Beobachtungen über das Klima, die ihn über den Gang der Temperatur, über die Menge und besonders über die wahrscheinliche Vertheilung der Niederschläge im Verlaufe des Jahres belehren. Die Anordnung seiner Arbeiten, die Wahl der zu cultivirenden Gewächse, überhaupt seine gesammte Thätigkeit muss durch die erst zu erlangende Kenntniss geregelt werden, wenn er nicht den Ausschlag gänzlich dem Zufall, dem Glück anheimgeben will. Unter den obwaltenden Umständen können die Untersuchungen kaum anders als gleichzeitig mit praktischen Versuchen stattfinden, und nicht jedes Beginnen wird als ein Erfolg zu verzeichnen sein. Eine Reihe von Jahren ist von vornherein als eine Lehrzeit anzusehen, und namentlich grössere Plantagen-Unternehmungen werden die ersten sechs bis zehn Jahre nicht schon als eine Erntezeit in Rechnung ziehen dürfen.

Unrichtig ist die Vorstellung, dass Tropenländer eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit besitzen. Sie ist lückenhafter Beobachtung, dem voreiligen Schluss entsprungen, dass die in begünstigten Gegenden bemerkte üppige Vegetation überhaupt eine auszeichnende allgemeine Eigenthümlichkeit heisser Zonen sei; — als ob sich die Fülle des Pflanzenwuchses einfach mit den Wärmegraden steigere, anstatt in zunehmend

strengerer Abhängigkeit von der Vertheilung der Niederschläge zu stehen. Ein an sich fruchtbarer Boden hat zu gefährlichsten Feinden Luft und Sonne, und bedarf um so reichlicherer dauernder Bewässerung, je schutzloser er diesen ausgesetzt ist. Wird er regelmässig bewirthschaftet, so erfordert er gleich sorgfältige Pflege, wie irgend ein Feld unter höheren Breiten, und viel mehr Arbeit zum Vertilgen der Unkräuter. Was ihm an Nährstoffen entzogen wird, muss ihm wie anderswo durch Düngung zurückgegeben werden. Ferner ist dem Ackerlande in tropischen Gebieten die durch den Verlauf der Witterungserscheinungen bedingte natürliche Ruhezeit etwa ebenso nachtheilig, wie sie in unseren Breiten ihm zuträglich ist. Hier wird der Boden im Winter durch Nässe und Frost gelockert, unter der Schneedecke gewissermassen verjüngt; dort bäckt er während der regenlosen Zeit unter der Einwirkung von Hitze und Trockenheit zusammen und vermag nicht neue Kraft zu gewinnen.

In Tropenländern, wie überhaupt in Gebieten mit streng geschiedener Regen- und Trockenzeit, finden sich als vorherrschende Bodenart die Laterite — wenigstens glaube ich es auf Grund meiner Untersuchungen annehmen zu dürfen. Es sind lebhaft gelb oder roth gefärbte sandige Lehme, Verwitterungsproducte verschiedener Felsarten; mürbe, bröcklich, ausserordentlich porös und durchlässig. Das Regenwasser wird von ihnen begierig aufgesaugt, sinkt jedoch schnell durch sie hinab in die Tiefe und tritt erst auf den unterliegenden festeren Gesteinsschichten wieder zu Tage. In Lateriten entspringen keine Quellen; es mangelt ihnen die wasserhaltende Kraft. Sie bedürfen, um einen kräftigen Pflanzenwuchs hervorzubringen, einer wenn nicht sehr starken, so doch möglichst häufigen Bewässerung. Sie sind nicht unfruchtbar zufolge ihrer chemischen Zusammensetzung, sondern vermöge ihrer physikalischen Beschaffenheit. Die letztere ist aber ein besonders schwerwiegender Nachtheil in Ländern, welche

nicht Regen zu allen Jahreszeiten empfangen, dagegen einer starken Insolation ausgesetzt sind.

Jedem Tropenlande ist im Allgemeinen eine Trockenzeit beschieden. Theoretisch soll sie die kleinere, die Regenzeit hingegen die grössere Jahreshälfte umfassen. Die schweren tropischen Regen wandern mit der Sonne, werden daher Zenithalregen genannt; sie fallen während der heissesten Monate und entstammen vornehmlich Gewittern, welche bald täglich, bald nach grösseren Pausen auftreten. Bei normalem Verlaufe der Witterungserscheinungen würden unter gleichen Breitengraden auch annähernd gleiche Niederschlagsverhältnisse herrschen, wenn nicht namentlich die kalten und warmen Meeresströmungen an den Küsten, vorherrschende Winde und die senkrechte Gliederung des Landes oft überraschend grosse Abweichungen bedingten.

Ausser diesen gleichsam örtlich gebannten Abweichungen, welche gewissen Gebieten günstig oder ungünstig sind, ergeben sich noch viel allgemeinere Schwankungen in dem Verlaufe der Zenithalregen, so dass behauptet werden darf: dieselben fallen in gleicher Vertheilung und Menge weder in entsprechenden Gebieten noch in verschiedenen Jahren.

Wie in unseren Breiten sogenannte nasse und trockene Jahre unregelmässig auf einander folgen, so wechseln auch in den Tropen normale Jahre mit anderen ab, welche bei überaus ergiebigen Regen eine verkürzte Trockenzeit, bei mangelhaften oder auch gänzlich ausbleibenden Niederschlägen eine übermässig verlängerte Trockenzeit mit sich bringen. Die einen sind die reichen, die fetten Jahre; die anderen die schrecklichen Jahre. Denn bei anhaltender Dürre kommen die übeln Eigenschaften der Laterite zur verderblichsten Geltung. Wie die immer wiederkehrenden furchtbaren Ereignisse in Indien, Brasilien, Afrika lehren, werden Lateritgebiete in kürzester Zeit zu Hungergebieten ersten Ranges.

Im Grossen und Ganzen empfangen Tropenländer bloss die periodischen Zenithalregen. Bevorzugte Theile derselben erhalten indessen auch unperiodische, nicht von Gewittern stammende Niederschläge. Diese werden wiederum durch die bereits angeführten Ursachen bedingt, vornehmlich von warmen und feuchten Seewinden gebracht, welche an Erhebungen aufsteigen und dabei ihren Ueberschuss an Feuchtigkeit abgeben. Da nun diese unperiodischen Regen auch vor dem Anfange sowie nach dem Ende der eigentlichen Regenzeit fallen, verkürzen sie nicht nur erheblich die Trockenzeit, sondern verwischen sie nahezu in manchen Landschaften. Solche Landschaften sind meistbegünstigte Gebiete.

Die Zeugungskraft des Bodens wird erst durch das Wasser geweckt. Daher wird die Vertheilung der Niederschläge in bedeutsamer Weise durch die Anordnung der natürlichen Vegetation bekundet.

Diejenigen Gebiete, welche lediglich durch Zenithalregen befruchtet, also durch eine Trockenzeit geschädigt werden, während welcher die Laterite steril sind, bilden die Heimath der Gräser, die ihre Vegetationsperiode während einer Regenzeit vollenden. Diejenigen Gebiete, welche ausser den Zenithalregen noch unperiodische Niederschläge empfangen, also die meistbegünstigten, sind die Heimath der Bäume, der Dauergewächse.

Die tropischen Grasarten, welche den Steppen und Savanen ihr landschaftliches Gepräge verleihen, bilden keinen Rasen, ihr Nährwerth ist grösstentheils recht gering und als Futter sind nur die jungen Schossen zu verwenden. Ihre starren Halme wachsen in isolirten Büscheln, in Garben, die bald dichter, bald lockerer vertheilt, zwischen ihren erhöhten Wurzelstöcken stets den nackten Boden freilassen. Allenthalben verstreut fristen neben ihnen genügsame Holzgewächse ihr Dasein, die sich niemals zum Walde vereinigen, in diesem vielmehr zu Grunde gehen würden. Die etwa vorhandenen,

räumlich ganz untergeordneten Wälder sind auf Bodenstrecken beschränkt, wo ihre Wurzeln das Grundwasser erreichen, somit ihre Entwickelung unabhängig stellen von meteorologischen Vorgängen. Sie sind demnach an die Ufer der Wasserläufe oder an unterirdische Wasserzüge gebunden und zeigen, wie etwa unsere Weiden- und Erlenbestände, eine charakteristische Zusammensetzung. Wir nennen sie, nach dem Vorgange Piaggias und Schweinfurths, aber in erweitertem Sinne: Galleriewälder.[1])

In den meistbegünstigten Gebieten hingegen ist der Waldwuchs nicht auf bestimmte Bodenstrecken beschränkt. Sie grünen in kraftstrotzender Fülle, obwohl auf Kosten grösserer Hinterländer, denen sie vermöge ihrer Meeresnähe und Erhebung die Feuchtigkeit der vorherrschenden Winde entziehen. Ueberall gedeihen in ihnen gesellig wachsende

---

[1]) Der Galleriewald tritt zuweilen ohne jegliche Unterbrechung in sehr bedeutender Längenausdehnung auf, besitzt dagegen eine überraschend geringe Breite, wenn er nicht streckenweis das erweiterte Inundationsbett eines Flusses, eine von Wasseradern durchzogene Niederung einnimmt. In der Regel bildet er nur einen schmalen Saum, etwa einen Steinwurf breit, der auf der einen Seite von dem Wasser, auf der anderen vom Grasland begrenzt wird. Seine Eigenart ist besonders in Lateritgebieten so scharf ausgeprägt, dass man aus gewissenhaften Landschaftsschilderungen von Reisenden, welche die geologischen und meteorologischen Verhältnisse nicht weiter beachteten, mit entsprechender Sicherheit auf die Beschaffenheit des Bodens und die Vertheilung der Regen zu schliessen vermag.

Wer freilich während einer langen Flussfahrt lediglich die Fronten der auf den Uferleisten entwickelten üppigen Vegetation betrachtet, und dieselbe nicht seitlich durchbricht, um zu untersuchen, was dahinter liegt, wie das Pflanzenkleid höherer Gelände geartet ist, der kann leicht der Täuschung verfallen, ein grosses reiches Waldland passirt zu haben, während er doch in Wirklichkeit ein ödes Steppengebiet durchkreuzt haben mag.

Das Vegetationsbild ist der bedeutsamste Ausdruck des mittleren Werthes der Regenvertheilung; sein Verständniss ist weit lehrreicher als die zeitlich wie räumlich beschränkten meteorologischen Beobachtungen eines Reisenden, welche sich auf zufällig ganz abnorme Vorgänge beziehen können.

Bäume, die sich zu Urwäldern zusammenschliessen. Diese sind auf Grund ihres Entstehens im Gegensatze zu den Galeriewäldern als Regenwälder zu bezeichnen.

So ist in grossen Zügen die Anordnung der Vegetationsformen das Spiegelbild der allgemeinen Vertheilung der Regen, während die Dichtigkeit der sich periodisch entwickelnden Gewächse je nach dem Ausfalle der einzelnen Regenzeiten zu- oder abnimmt. Im Kleinen wirkt, namentlich in den Uebergangsgebieten zwischen Wald- und Grasland, vielfach auch der Mensch verändernd ein und befördert mit Eisen und Feuer die Entwaldung. Diese Uebergangsgebiete bilden die echte Savane, das Mittelglied zwischen Wald und Steppe. Dem ersteren ist sie durch das Auftreten reiner Grasbestände untergeordnet, der letzteren durch Zulassung des Baumwuchses auf trockengrundigen Bodenstrecken überlegen. Der landschaftliche Charakter der Savane wird umgestaltet durch weidende Heerden und durch die Eingriffe des Menschen. Letzterer brennt nicht selten Grasbestände nieder und vernichtet den Anwuchs waldbildender Gewächse. An den Waldrändern und durch Abholzung von Waldresten sucht er ausserdem humusreichen Boden für einmalige Bepflanzung zu gewinnen. Das nicht mehr beschattete Erdreich verliert die Kraft, bestandbildende Bäume zu ernähren; es wird zum Grasland. Was in kurzer Zeit vernichtet wurde, ist kaum in Generationen wieder zu erneuern.

In der Regel sind die von Nässe triefenden Waldländer von weit geringerem Umfange als die in ihrem Regenschatten liegenden und periodisch verschmachtenden Grasländer. Entsprechend dem Aufbau der Continente dehnen sich die letzteren vorwiegend im Inneren, während die ersteren sich vorwiegend an den Rändern derselben finden, — wo nicht der nachtheilige Einfluss kalter Meeresströmungen die Küstenstriche der Verödung überliefert.

Dass dies der Fall, ist ein Gewinn für den Pflanzer,

für welchen Entfernung doch gleichbedeutend ist mit Erhöhung der Betriebskosten. Nicht in das Innere wird er gehen, nicht in die Grasländer, sondern das Nächstliegende in Angriff nehmen, in den meistbegünstigten Gebieten seine Kräfte einsetzen. Denn dort bieten sich ihm alle Vortheile, die er überhaupt erhoffen darf. Er hat wohl zu unterscheiden zwischen Galleriewäldern und Regenwäldern. Er darf sich auch nicht durch Baumbestände täuschen lassen, die hier und da in der Savane auftauchen. Diese verdanken, wie eine Musterung der Arten erweist, vornehmlich dem Menschen ihr Dasein. Ich habe sie Siedelhaine genannt; denn sie umkränzen die Wohnsitze, wo mancherlei Abfallstoffe ihr Gedeihen befördern, oder kennzeichnen wie bei uns Ruinen noch die Stätten, auf welchen einst Menschen gehaust haben.

Zunächst bedarf der Pflanzer einer zuverlässigen Wasserverbindung mit dem Meere, da doch nicht sogleich Kunstwege angelegt werden können und jene unter allen Umständen die billigste ist. Ferner braucht er: Baumaterial, hinreichendes Wasser und guten Boden. So ist der geeignetste Platz für seine Plantagen an oder in dem Regenwalde. Das Ausroden des letzteren darf indessen nur theilweise geschehen, damit das gute Erdreich nicht seinen schlimmsten Feinden preisgegeben werde. Der entblösste Boden, welcher ohnedies während der Trockenzeit zusammenbäckt, steril wird, verarmt nämlich unter der Einwirkung von Sonne, Wind und schwerem Regen ungemein schnell, und zwar in dem Grade, wie das ihn durchziehende und bindende Wurzelgeflecht sich zersetzt. Es findet ein Saigerungsprozess vornehmlich nach der Tiefe statt, zufolge dessen der Humus, die Gebundenheit und wasserhaltende Kraft schwindet und schliesslich nur der ursprüngliche poröse Laterit zurückbleibt.

Welche Fülle von verwesenden Stoffen in den unteren Schichten desselben verborgen liegen, wird dem Geruchsinn sehr auffällig, wenn die schnell versinkenden Wassermengen

eines Platzregens die mit Fäulnissproducten geschwängerte Luft aus der Tiefe verdrängt. Aehnliches wiederholt sich, obwohl in geringerem Grade, bei dem Wechsel des Luftdruckes, wenn das Erdreich gleichsam athmet. Diese Vorgänge stehen zweifellos mit einem häufigeren Auftreten endemischer Krankheiten in ursächlichem Zusammenhange.

Um dem drohenden Verarmungsprozess des Bodens entgegen zu wirken, sind zeitweilig Gewächse anzubauen, welche tief wurzeln und Jahre lang aushalten oder doch wenigstens das Erdreich decken und durchweben. Zu diesem Zwecke liessen sich wegen ihrer doppelten Nutzbarkeit Futterkräuter versuchen: Luzerne, Esparsette, weisser Klee, Lupinen, Serratella (Ornithopus); vielleicht auch Grasarten wie das südamerikanische Philippsgras (Panicum spectabile), das nordostafrikanische P. tomentosum und das westafrikanische Mohagras (P. jumentorum [altissimum]), dessen Anbau sich in Südamerika vorzüglich bewährt hat. Mit besonderem Glücke möchten einheimische Unkräuter, analog dem bei uns so bewährten Wagner'schen Futterbau, herangezogen werden. Wird schliesslich die erzielte Pflanzendecke in ihrem vollen Bestande mit untergearbeitet, so wäre ein entkräfteter Boden recht wohl wieder zu bereichern — zumal es dem Pflanzer an Dünger gebrechen dürfte, der geeignet wäre, zugleich die physikalische Constitution der Laterite zu verbessern. Auf saueren humusreichen Geländen entholzter marschiger Niederungen, also auf Standorten der Galleriewälder, könnte zunächst der umgekehrte Weg eingeschlagen, besonders ein Versuch mit Lein gewagt werden.

Manche gute Lehre mag der Anfänger aus der Feldwirthschaft der Eingeborenen entnehmen. Diese cultiviren vorzugsweise solche Nutzpflanzen, welche während der Regenzeit zur Reife gelangen oder eine normale Trockenzeit ungeschädigt überdauern. Zu diesen gehören vornehmlich: Maniok, Pisang, Mais, Negerhirse, Sesam, Erdnüsse (Arachis), Erd-

erbsen (Voandzeia), Straucherbsen (Cajanus), Bohnen, Bataten, Yams (Dioscoroea).

Bedeutung für den Weltmarkt besitzen bloss Erdnüsse und Sesam. Wichtig könnte indessen auch der genügsame, reiche Erträge liefernde Maniok als ein neues, vielleicht der Kartoffel überlegenes Nahrungsmittel für civilisirte 'Völker werden. Die Wurzelknollen sind an Ort und Stelle zu grobem Mehl zu zerreiben oder zu schroten. Stärkemehl liesse sich ebenfalls reichlich daraus gewinnen. Die leicht zu cultivirenden Bataten eignen sich nach neueren Erfahrungen vorzüglich zur Spritfabrication.

Unsere bekannten Küchengewächse, als da sind: Rothkohl, Wirsing, Grünkohl, Kohlrabi, Kohlrüben, Carotten, rothe Rüben, Mangoldwurzel, Rettige, Radieschen, Saubohnen, Gurken, Melonen, Salat, Zwiebeln, Petersilie, selbstverständlich auch Tomaten, Eierpflanzen (Solanum esculentum) gedeihen willig in Tropenländern. Nur ist es gerathen, sie während der kühleren Jahreszeit zu ziehen und fleissig zu begiessen. Während der heissen Regenzeit werden Sonnengluth und massenhaft erscheinendes Ungeziefer den jungen Pflanzen zu gefährlich. Rathsam ist es ferner, öfters Samen aus der Heimath zu beziehen, weil der im Lande erzielte gewöhnlich ausartet. Unsichere Erträge geben: Kohlrabi, Kartoffeln, Erbsen, Sellerie, Blumenkohl.

Von Fruchtbäumen gedeihen allenthalben: Melonenbäume (Carica), Mangos, Orangen, Limonen, Feigen, Guayaven (Psidium), Cajubäume (Anacardium), Spondias, die köstlichen Anonaceen: A. muricata, squamosa, cherimolia, triloba, Aguacate oder Avocate (Persea) und andere. Die rankende Passiflora edulis lässt sich zu schattigen Lauben ziehen und selbst der Weinstock lohnt eine sorgsame Pflege. Die sehr grosse Mengen von essbaren Früchten liefernden Opuntien würden sich zu hohen, undurchdringlichen Zäunen verwenden lassen, gewissermassen lebende Palissaden bilden.

Sonach fällt es dem Pflanzer nicht schwer, den eigenen Bedarf grösstentheils zu decken, zumal er ohne besondere Schwierigkeiten auch mancherlei Hausthiere zu züchten vermag, als da sind: Tauben, Hühner, türkische Enten, Kaninchen, Ziegen, Schafe, Schweine.

Weit schwieriger ist seine eigentliche Aufgabe zu lösen: Gewächse zu cultiviren, deren Erträge auf dem Weltmarkte mit Vortheil zu verwerthen sind. Unter Umständen mag er Reis und Weizen anbauen. Im Uebrigen hat er die Wahl zwischen Oelfrüchten, vornehmlich Erdnüssen und Sesam, sowie Gespinnstpflanzen, etwa Baumwolle, Jute, neuseeländischem Flachs (Phormium), Musa textilis und etlichen Bromeliaceen wie Malvaceen. Von grosser Bedeutung könnten einige, eine weisse, seidenglänzende, feine und feste Faser liefernde Nesselarten werden, besonders die sogenannte chinesische Nessel: Urtica (Boehmeria) nivea und die indische: Urtica heterophylla. Mit Erfolg mag er anderseits Indigo und Zuckerrohr cultiviren, sowie Cocospalmen vorzugsweise in Küstenstrichen, Oelpalmen in Hinterländern. Die günstigsten Theile seines Besitzthums mag er dem Anbau von Tabak, Kaffee, Cacao, in entsprechender Höhenlage vielleicht auch dem des Theestrauchs, der Cinchonen und auch der Coca widmen, wenn diese die vorausgesetzte grosse Bedeutung in der Heilkunde erlangt. Bei gründlicher Durchforschung der Gebiete werden wahrscheinlich noch Gewächse gefunden werden, welche eine grosse Bedeutung für den Weltmarkt erlangen können. Eine Untersuchung der bei den Eingeborenen bemerkten Gewebe und Geflechte, überhaupt der in Gebrauch genommenen Pflanzenstoffe, kann zu sehr wichtigen Entdeckungen leiten.

Wenn der Pflanzer Dauergewächse cultiviren will, wird er, um seiner Ernten sicher zu sein, in den meisten Gebieten auch künstliche Bewässerung einführen und im Hinblick darauf geneigten Geländen den Vorzug geben. Denn die Wasserläufe

der Lateritgebiete schneiden ihre Betten bis auf den Grund des mürben Gesteines ein und namentlich in flachen Gegenden muss das Wasser erst mühsam gehoben werden,[1]) während es in Hügelländern unmittelbar abgefangen und fortgeleitet werden kann. Im Allgemeinen ist für Pflanzungen von Dauergewächsen der Satz aufzustellen, dass die Grundlage jeder derartigen Cultivation in den Tropen die künstliche Bewässerung ist — wenn das Eintreten genügender unperiodischer Niederschläge nicht mit Sicherheit zu erwarten. Kein Culturgewächs vermag in trockenem Boden die Sonnengluth zu ertragen, ohne zu verkümmern oder abzusterben. Unter allen Umständen wird es sehr vortheilhaft sein, den Boden im Wurzelbereiche der Bäumchen und Sträucher mit dem ausgegäteten Unkraut und zu dem besonderen Zwecke herbeigeschafften Grünzeug möglichst zu bedecken, selbst wenn beim Roden des Waldes Schattenbäume gespart worden sind.[2])

Wie und wo diese Vorsichtsmassregeln anzuwenden sind, muss die Erfahrung lehren. Unbekannten complicirten Verhältnissen gegenüber können bloss allgemeine Grundsätze aufgestellt werden. Will und kann der Anfänger nicht vorher sich bei tüchtigen Pflanzern unterrichten, so muss er seinem Glücke, seinem Scharfblicke vertrauen.

Eine übel angebrachte Sparsamkeit wäre es, ihm nicht zu Hülfe zu kommen. Soll colonisirt werden, so sind auch

---

[1]) Windmühlen neuerer Construction würden nicht nur diesem Zwecke dienen, sondern auch zu viel mannigfaltigerer Arbeitsleistung benutzt werden können.

[2]) Wo diese nicht hinreichen, liesse sich in schnellster und sicherster Weise Ersatz schaffen durch die Anpflanzung des sogenannten brasilianischen Pflaumenbaumes (Spondias lutea), welcher an Lebenszähigkeit und Leichtigkeit der Vermehrung wohl durch keinen anderen Baum übertroffen wird. Jedes in die Erde geschobene Bruchstück eines Zweiges, selbst theilweise behauene Zaunpfähle pflegen wieder auszuschlagen. Das Laub wird von den Ziegen begierig gefressen; die nicht unangenehm schmeckenden, besonders für Limonade verwendbaren Früchte sind fast allen Hausthieren, besonders aber Schweinen willkommen.

Opfer zu bringen. Die nächstliegende Aufgabe wird sein, geeignete Persönlichkeiten auszusenden, welche den unter analogen Verhältnissen bewährtesten Plantagenbetrieb in anderen Colonien studiren und darüber kurz und klar einen sofort praktisch verwerthbaren Bericht erstatten. Den nämlichen Bevollmächtigten würde auch obliegen, die Beschaffung von Sämereien und Pflänzlingen zu vermitteln. Im Anschluss an dies die Bestrebungen einleitende Vorgehen würde dann eine eigene Centralstelle nebst Laboratorium für die Pflege empfehlenswerther Handelsgewächse und für Versuche mit neuentdeckten einzurichten sein, welche Rathschläge zu ertheilen, Samen und Stecklinge zu versenden hätte. Schliesslich wäre ein Colonialmuseum zu schaffen, in welchem sich Jedermann sowohl über die Erzeugnisse der deutschen Schutzländer, als auch über die der ganzen Erde unterrichten könnte.

Am schwierigsten zu lösen ist die alle übrigen an Bedeutung überragende Aufgabe: die Beschaffung der Arbeitskräfte. Die Colonien, welche durch Sklavenarbeit zur Blüthe gelangten, und diejenigen, in welchen die Besitz ergreifenden Europäer eine vorgeschrittene Cultur und eine an regelmässige Arbeit gewöhnte Bevölkerung vorfanden, können nicht zum Muster dienen. Sklaverei ist nicht wieder einzuführen, und in allen unter deutschen Schutz gestellten Ländern leben die Eingeborenen in sehr primitiven Verhältnissen.

Sie arbeiten nicht. Ihnen Allen ist vielmehr eine entschiedene Arbeitsscheu gemeinsam. Die Anforderungen, die uns selbst erst mit unserer Cultur erwachsen, vermögen sie nicht zu begreifen. Sie sind sich überhaupt einer Verpflichtung zur Arbeit nicht bewusst, weil die Zustände, in denen sie leben, ihnen eine solche nicht auferlegen, weil das eigene Wohl wie das Gemeinwohl in sehr einfacher Weise gewahrt werden kann. Nur so viel schaffen sie, als zu ihrer baren Existenz nothwendig erscheint. Haben ihre nächsten Bedürfnisse Befriedigung gefunden, so sind sie nur sehr schwierig

zu einer Mehrleistung zu bewegen, besonders nicht zu einer anhaltenden, und am wenigsten von Fremdlingen.

Die dem Menschen von der Natur verliehene Mitgift besteht nicht in der Lust zur Thätigkeit, sondern in der Freude am Nichtsthun, in dem Behagen, schlechthin zu leben und zu geniessen, ohne zu schaffen. Regelmässige Arbeit ist dem auf niederer Gesittungsstufe Stehenden etwas so Ungewohntes, dass sie ihm wie eine Strafe, wie eine unerträgliche Plage erscheint, die ihm das Leben verleidet. Diese urwüchsige Arbeitsscheu ist von grosser Beständigkeit und als unliebsames Beispiel von Atavismus noch bei Angehörigen hochentwickelter Völker zu beobachten. Sie zu überwinden gilt es einen langen, geduldigen Kampf.

Die Unternehmungen der Culturvölker sind nicht selbstlos, können es nicht sein. Das Wohlbefinden der Eingeborenen ist nicht ihr erstes Ziel. Wir bedürfen der Eingeborenen, müssen uns ihre Kräfte nutzbar machen, wenn nicht bloss Handel getrieben, sondern auch der Boden urbar gemacht werden soll. Gestehen wir dies nur ehrlich ein: es ist besser, als das Vorgehen mit dem Nimbus selbstloser civilisatorischer Bestrebungen zu umgeben.

Der Handel ist zweifellos ein wirksames Mittel, um unentwickelte Völker für die Cultur zu gewinnen, auch ein einfaches und unmittelbar lohnendes, aber doch nur ein sehr langsam wirkendes. Der Eingeborene wird sich an der Gewinnung der Handelsproducte mit jählings wechselndem Eifer betheiligen. Er hat Freude am Erworbenen, aber nicht Freude am stetigen, mühevollen Erwerben. Er wird sich rühren zur Erreichung eines naheliegenden Zwekes, aber sein Hauptbestreben wird dahin gehen, selbst den Herrn zu spielen, in seiner Art ein selbstständiger Händler oder Makler zu sein und Andere für sich arbeiten zu lassen. So entsteht eine Sippe sich für sehr wichtig und gleichsam für privilegirt

haltender Müssiggänger, die keineswegs ein gutes Beispiel für ihre Mitbürger sind und den Tauschverkehr zwischen Erzeugern und Abnehmern erschweren.

Der Handel vermag allerdings die Productionskraft eines vorher unentwickelten Gebietes zu wecken und allmählich sogar in bedeutendem Masse zu steigern, aber noch hat er allein, trotz langer Einwirkung, es in keinem Falle vermocht, eine primitive Bevölkerung zu einer allgemeinen regelmässigen Thätigkeit, zu einer ausgedehnten zweckvollen Bodenkultur anzuspornen. Die Feldwirthschaft der Eingeborenen bleibt ein roher Raubbau und auf kleinste Flächen beschränkt, denn die Anlegung umfangreicher Pflanzungen erweist sich nutzlos, wenn die Regenzeit unergiebig ausfällt. Der Wunsch, zu besitzen, ist in jedem Individuum nur zeitweilig stärker als die angeborene Lässigkeit. So lange nicht in irgend welcher Form eine Herrschaft, ein organisirter und auf Macht gestützter Einfluss ausgeübt wird, werden Volk und Land in den ursprünglichen Zuständen verharren.

Sollen daher irgend welche Gebiete in intensiverer Weise als bisher ausgenutzt, sollen sie regelrecht bewirthschaftet werden, so müssen die Eingeborenen zu Dienstleistungen herangezogen werden. Freiwillig werden sie in absehbarer Zeit sicherlich nicht in wünschenswerthem Grade arbeiten: darum müssen sie zur Arbeit erzogen, sogar genöthigt werden. Es ist ein verständiger Zwang anzuwenden, derselbe Zwang, der die Schulkinder, die zur Verlotterung neigenden Angehörigen eines Culturstaates an ihre Pflichten bindet. Während jedoch dieser Zwang in unserer Mitte bereits von den Verhältnissen selbst ausgeübt wird, gleichsam als ein stetig wirkender Druck in selbstverständlicher Weise Jedermann zu jeder Zeit beherrscht, muss er bei den auf niederer Gesittungsstufe stehenden Gemeinschaften im natürlichen Widerspruch mit den gegebenen Verhältnissen eingeführt und zweckmässig geregelt werden.

Nichts Anderes wird übrig bleiben, als mit einigen Abänderungen das uralte Institut der Hörigkeit, der Frohndienste einzuführen, von dem selbst hochcivilisirte Völker sich erst sehr spät befreit haben. Wer vor diesem Gedanken zurückschreckt, darf keine Betriebskolonien anlegen oder muss sie als einen sehr kostbaren Luxus betrachten.

Den Eingeborenen wird kein Unrecht gethan, wenn sie in entsprechender Weise zu einer angemessenen Betheiligung an der Weltwirthschaft angehalten werden.

Es ist nicht abzusehen, warum ihre Kräfte wie die von ihnen besetzten Gebiete noch länger brach liegen sollten; warum sie gerade ihr Leben grösstentheils in Müssiggang verbringen sollten, während wir Alle arbeiten! Nur die Wahl der Einrichtung kann in Frage kommen, durch welche die Erreichung des Zweckes zugleich mit dem Wohle der Eingeborenen befördert wird.

Nichts Anderes wird übrig bleiben, als ein System der Bevormundung einzuführen: dem Schlendrian, dem gewohnheitsmässigen Umhertreiben der Individuen zu steuern, und von ihnen eine vorgeschriebene Arbeitsleistung gegen ein angemessenes Entgelt zu beanspruchen.[1]) Für den Anfang wird dies nur durch kluge Anpassung an gegebene sociale und politische Verhältnisse zu erreichen sein, indem man einheimischen Machthabern die Verantwortung für die Arbeitsleistung der Ihrigen, die Ueberwachung derselben überträgt. Eine gleich grosse Arbeitsleistung wie von geschulten Arbeitern in gemässigten Klimaten wird nicht zu erzielen sein; namentlich darf im Anfang nur wenig verlangt und die Forderung nur allmälich auf ein verständiges Mass gesteigert

---

1) Ausführliches darüber enthalten meine früheren Arbeiten: « Handel und Producte der Loangoküste und Unterguineas. » Geographische Nachrichten, Heft VI—VIII, Berlin 1879 und « Das centralafrikanische Problem. » Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. 1884.

werden. Von besonderem Vortheil wird es sich erweisen, das weibliche Geschlecht zu leichten Arbeiten heranzuziehen, weil es in der Regel an Feldarbeit gewöhnt ist, weil in Frauen und Mädchen eher ein Begehren nach dem Lohne, eingeführten Tauschwaaren erweckt wird, stark genug, um sie mit dem Mittel zum Zwecke zu versöhnen. Auch bei den sogenannten Wilden ist die Mode eine mächtige Herrscherin.

Ausser der Arbeitsscheu ist ein anderer Uebelstand von grosser Tragweite zu bekämpfen, welcher der Hebung der Betriebsamkeit und des Volkswohlstandes ernstliche Hindernisse bereitet. In primitiven Gemeinschaften giebt es keinen hinreichenden Schutz für das Eigenthum. Wer nicht durch seine Stellung, durch weitverzweigte Familienverbindungen mächtig ist, für den ist es unnütz, sogar gefährlich, mehr als Andere zu besitzen. Nach altem Herkommen wird es als Gemeingut betrachtet, mit List oder Gewalt ihm abgenommen. In der Regel sind auch alle Glieder einer Sippe, oft des ganzen Stammes für einander haftbar. Demzufolge hat der Besitzende für den Nichtbesitzenden aufzukommen; ohne auf Ersatz hoffen zu dürfen, das Seine hinzugeben. So lange derartige Zustände herrschen, so lange das persönliche Eigenthum nicht gewährleistet ist, wird sich der etwa erwachte Erwerbseifer immer wieder bald abkühlen.

Wer da erfolgreich reformatorisch eingreifen will, darf freilich nicht sogleich die uralten socialen Institutionen antasten oder gar ausrotten wollen. Das Volksthümliche will mit feinem Sinn erfasst, mit feinem Takt geleitet sein. Ohne ein tiefes Verstehen seiner Eigenart ist ihm nicht beizukommen. Erst hat der Reformator zu lernen, ehe er reformiren kann. In einer innig verwachsenen Gesammtheit von Erscheinungen ist eine Einzelheit nicht willkürlich abzuändern; und die im Uebereifer einem auf niederer Gesittungsstufe stehenden Volke jählings aufgedrängten Errungenschaften der Cultur würden verheerend wie eine Seuche und zwar in körperlicher wie in

geistiger Beziehung wirken. Es würde ebenso widersinnig sein, als wenn wir unsere Schulkinder zwingen wollten, sogleich das zu leisten, was wir bestenfalls von Erwachsenen verlangen dürfen. Auch bei hochentwickelten Nationen vollziehen sich Aenderungen der ihnen eigenthümlichen Zustände nur sehr langsam, und immer sind die guten Gesetze die Kinder der Ereignisse gewesen.

Selbst Derjenige, welcher die nothwendige Kenntniss erlangt hat, muss genügende Autorität besitzen, um mit Erfolg einwirken zu können. Von den Eingeborenen ist nicht zu erwarten, dass sie flugs den guten Willen an sich begreifen, auch nicht, dass sie in ihrer Einfalt sogleich eine Autorität anerkennen, die für sie nicht existiren kann, so lange sie nicht mit dem für sie einzig Fassbaren und Ueberzeugenden vor sie tritt: mit einer genügenden Macht.

Die sogenannten Wilden sind Menschen, die ausser Weib und Kind, Heimath und Habe, auch einen bestimmten Vorstellungskreis besitzen, der ihre Handlungen beherrscht und seine Berechtigung hat, mag er noch so verschieden von dem unseren sein. Das Neue, das Unbegreifliche beunruhigt sie, erweckt ihr Misstrauen, erscheint ihnen als etwas Feindseliges. Das hat der ihnen an Intelligenz überlegene Mensch wohl zu bedenken und darum sorgfältig zu erwägen, was er beginnt. An ihm ist es, ihnen gegenüber Vorsicht anzuwenden, ihre Gesittungsstufe in Rechnung zu ziehen; nicht aber darf er ihrem Begriffsvermögen das Widernatürliche zumuthen, sein ihnen unverständliches Wollen und Wirken, welches nicht ohne Eingriffe in ihre hergebrachten Rechte geschehen kann, als eine heilsame Neuerung zu begrüssen. Darum sind die Machtmittel, auf welche die Autorität sich stützt, von Anbeginn derartig vorzuführen, dass die Autorität überhaupt gar nicht in Frage gestellt werden kann, dass ernstliche Conflicte nicht aufkommen können.

Es ist dies sowohl eine einfache Forderung der Humanität wie auch der geschäftlichen Klugheit, weil Blutvergiessen vermieden und in Folge dessen der gedeihliche Fortgang der Unternehmungen nicht auf lange Zeit geschädigt wird.

Wer über genügende Machtmittel gebietet und rechtzeitig Sorge getragen, dass sich die Eingeborenen von deren Vorhandensein durch den Augenschein überzeugt haben, kann von ihnen mit einigem Geschick durch friedliche Verhandlung sehr Vieles, wenn nicht Alles erreichen, was billiger Weise zu verlangen ist; und er wird ein hohes Ansehen, einen Einfluss über die Leute gewinnen, wie niemals sonst durch Anwendung von Waffengewalt. Wer hingegen dem Begriffsvermögen derselben das Widersinnige zumuthet, darf nicht sie für die daraus sich entwickelnden Misshelligkeiten und ernstere Vorgänge verantwortlich machen. Die Schuld fällt vornehmlich auf den intelligenteren Menschen zurück.

Eine stetige, umfassende Verbesserung in den Zuständen der Eingeborenen können wir nur von der Beeinflussung der heranwachsenden Generationen erhoffen. Die Kinder zu pflichtbewussten arbeitsamen Menschen heranzubilden, würde die dankbare Aufgabe einer Culturmission sein, die freilich nicht als Gegensatz, sondern als Schwester, als Vorläuferin der Religionsmission aufzufassen ist. Es wäre nicht angebracht, hier in diesem besonderen Sinne den pädagogischen Werth der christlichen Religion zu erörtern, da die Abschätzung desselben Sache des Glaubens, nicht des Wissens ist. Darüber wird aber wohl Einhelligkeit herrschen, dass zunächst colonisirt, nicht bekehrt werden soll, dass also vor dem Glaubensboten der Arbeitslehrer zu wirken haben wird. Seine Aufgabe ist die ungleich schwierigere: denn viel eher werden die Eingeborenen geneigt sein, sich zum Christenthum zu bekennen, als zu arbeiten. Der Unterricht in der Religion wäre darum nicht auszuschliessen, aber die reinsten und höchsten Lehren desselben müssen den Eingeborenen vor-

enthalten werden, bis sie, nach Jahrzehnten und Generationen eine Gesittungsstufe erreicht haben, welche ein würdiges Verständniss derselben sichert. Sonst zeitigt die ihnen naheliegende unmittelbare Anwendung auf die sie umgebenden Verhältnisse eine Verwirrung, die zu bedenklichen Conflicten führen muss. Die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen ist nur für Diejenigen wahrhaft bedeutsam, die ihren hohen Sinn zu fassen vermögen. Den sogenannten Wilden ist und bleibt sie unverständlich; sie wirkt schädlich auf ihren Entwickelungsgang ein und erzeugt abschreckende Zustände. Wir mögen gleiches Recht für Alle einführen, aber niemals die Gleichberechtigung Aller befürworten, so lange die tiefer Stehenden nicht jene Eigenschaften erworben haben, welche die Voraussetzung der Gleichberechtigung bilden. So lange sie diese Stufe nicht erreicht haben, sind die Eingeborenen als Unmündige zu behandeln. Deswegen sollte auch nicht gestattet sein, dass Sendboten verschiedener Glaubensgemeinschaften bei dem nämlichen Volke wirken; eine echt christliche Gesinnung sollte überhaupt den Gedanken an eine derartige Concurrenz nicht aufkommen lassen. —

Die mit unseren colonialen Unternehmungen erwachsenden Aufgaben sind so mannigfaltig und schwierig, dass ihre Lösung ohne unmittelbares Eingreifen des Staates nicht in befriedigender Weise gelingen wird. Das deutsche Reich hat nicht bloss einen Zuwachs an Land, sondern auch an Unterthanen erhalten, deren geistiges und leibliches Wohl, deren Intelligenz und Arbeitskraft gleichermassen zu pflegen und zu fördern ist. Es wird die Erfüllung dieser Pflichten nicht lediglich den Bewirthschaftern der Schutzgebiete überlassen und sich mit der Ueberwachung begnügen können. Die eingesetzten Behörden bedürfen der Macht zur Stütze ihres Ansehens, der gesetzlichen Vorschriften zur Regelung der ihrer Verwaltung unterstellten Verhältnisse. Es wird also eine

Colonialmacht und ein Colonialrecht zu schaffen sein, und zwar ist dies so nothwendig, dass die Frage gar nicht sein kann, ob es überhaupt gethan, sondern nur, wie es gethan werden soll. —

Wir Alle haben vor uns eine lange mühsame Arbeit, an der sich ein Jeder freudig nach besten Kräften zu betheiligen hat. An dem deutschen Fleisse ist es, mit Einsicht und Ausdauer die unter deutschen Schutz gestellten Gebiete friedlich zu erobern. Auch müssen wir erst säen, wo wir ernten wollen. Nicht so sehr für die Gegenwart arbeiten wir, als für die Zukunft; was wir erstreben und schaffen, werden unsere Nachkommen besitzen und uns danken.

Strassburg, Buchdruckerei H. L. Kayser.